



_ Werkbund und Wohnen: 1 Tag Tagung in Zürich

von Martin Albers

Was wäre heute eine Werkbund-Siedlung? Der Schweizerische Werkbund SWB wollte das wieder wissen - zunächst einmal in diesem Konjunktiv: Was wäre heute eine Werkbundsiedlung? Am 8. September 2001 fand an der ETH in Zürich zu dieser Frage eine Tagung statt, die sich so gut wie gar nicht mit den klassischen Werkbundsiedlungen der 20er und 30er Jahre beschäftigte, sondern das Augenmerk zum einen auf die jüngere Vergangenheit und zum anderen auf den Wohnungsbau der Zukunft richtete. Organisiert war sie vom SWB in Zusammenarbeit mit dem Institut für Geschichte und Theorie der Architektur gta.

Indes ist, was Sie hier lesen, kein Tagungsbericht comme il faut. Es ist - nach eine knappen Vorstellung der Tagung selbst - eine Sammlung von Beobachtungen über das Verhalten des Werkbundes beim "Machen" von Werkbundsiedlungen, die sich im Verlauf der Tagung einstellten. Zunächst also zu dieser selbst. Eines wussten wir bald: Eine Werkbundsiedlung heute wäre keine Siedlung mehr. Keine Anreihung weißer Kuben auf der grünen Wiese, keine Wohnstatt weißer Siedler im weiten Land der Wilden mit ihrem wilden und schlechten Geschmack. Keine Wiederholung also der Erscheinungsform der klassischen Werkbundsiedlungen aus heroischer Zeit. Denn wenn man versucht, hinter der Form den ideellen Inhalt der alten Siedlungen zu fassen, so waren sie Kondensationen dessen, was man zu ihrer Zeit als Fortschritt im Wohnen sah, gebaute Manifeste, die all die einzelnen Vorschläge zur Zukunft des Wohnens in einer Gesamtkonzeption fassen und demonstrativ zur Diskussion stellen wollten. Dies also müsste eine Werkbundsiedlung auch heute leisten. Freilich: "Baut bessere Reiheneinfamilienhäuser!" - das ist zur Zeit nicht die Schlagzeile über dem Manifest zur Zukunft. Eine Werkbundsiedlung heute muss also etwas anderes sein als eine "Siedlung" im klassischen Wortsinn, so wenig wie übrigens eine IBA, sei es Berlin oder Emscherpark, heute noch eine "Ausstellung" im üblichen Sinne des Wortes ist. Keine Siedlung - was aber dann? Die Züricher Tagung war der Versuch einer Auslegeordnung zu dieser Frage.

_ Blick zurück, Blick nach vorn

Die Themen der Tagung

Stellt man heute die Frage nach einer Werkbundsiedlung, so muss man zunächst zur Kenntnis nehmen, dass sich auch schon andere Leute in den seit Weißenhof vergangenen Tagen die gleiche Frage gestellt haben, und dass niemand von diesen je wieder so erfolgreich war wie der Deutsche Werkbund mit dem Weißenhofer Original von 1927. Denn während dieses mit Glanz und Gloria in die Kunstgeschichte einging und auch noch die damaligen Schwestersiedlungen in Breslau, Brünn, Zürich, Prag und Wien sich ihren Platz in der Fachwelt erobern konnten, so sind die Versuche mit Werkbundsiedlungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so gut wie unbekannt geblieben.

Deshalb erschien es uns notwendig, die Frage nach der Zukunft des Wohnens zu verbinden mit einem kritischen Rückblick auf die jüngeren Versuche des Werkbundes, an die damaligen Erfolge anzuknüpfen. Die Tagung bestand also aus einem historischen Vormittag und einem zukunftsorientierten Nachmittag; und sie hatte dementsprechend zwei Hauptreferenten: einen Historiker mit wachem Sinn für die Gegenwart, Professor Werner Oechslin aus Zürich, und einen Stadtplaner mit breiten historischen Kenntnissen, Professor Gerd Albers aus München. Flankiert wurden diese beiden am Historischen Vormittag durch Täter



_ Werkbundsiedlungen

und Mittäter der jeweiligen Werkbundprojekte und am Zukünftigen Nachmittag durch fachspezifische Referenten zu den Gebieten Architektur (Ernst Hubeli), Wirtschaft (Martin Hofer), Raumplanung (Christian Schmid) und Wohnungsbau (Prof. Dietmat Eberle). Doch wie gesagt, dies ist kein Tagungsbericht. So spannend die Statements über die zukünftige Entwicklung des Wohnens waren: Die pfannenfertige Inhaltsangabe zum Manifest der Zukunft des Wohnens lieferten sie vorerst nicht. Sie sollen andernorts zusammengefasst werden - der SWB plant dazu eine kleine Publikation.

Was mich hier beschäftigen soll, ist die Rolle des Werkbundes selbst. Anschauungsmaterial dazu lieferten am Vormittag vier Referenten:

_ Prof. Peter Steiger berichtete von der Großplattensiedlung Adlikon nördlich von Zürich: als Werkbundsiedlung initiiert, aber nicht unter diesem Label ausgeführt.

_ Hanns Uelner stellte die Projekte Ruhrufer und Kuckhof aus Nordrhein-Westfalen vor, von denen vor allem die Siedlung am Ruhrufer als intelligentes, poetisches und zudem realisiertes Partizipationsprojekt bemerkenswert ist.

_ Uli Lamey erzählte die Geschichte der bayrischen Siedlungsprojekte Garching und Landshut, die beide Papier geblieben sind.

_ Jochen Rahe bot einen Überblick über die übrigen Projekte in Deutschland, insbesondere über die realisierten Projekte Dörfle in Karlsruhe und Weiße Kaserne in Zweibrücken - zwei Werkbundsiedlungen, die bereits keine "Siedlungen" mehr sind: ein Stück Stadterneuerung und ein Stück Brachenumnutzung.

Das Schlusswort zur Tagung gelang dem Designer Jürg Bally: Was er sagen wolle, hub er an, sei ganz kurz. So wie diese Kaserne da in Zweibrücken, so sehe er auch den Werkbund: ein großes, altes Haus - immer wieder neu zu nutzen und immer wieder neu zu bewohnen.

_ Vier Beobachtungen

Über die Art indes, wie der Werkbund zu bewohnen sei, ist das letzte Wort vorerst nicht gesprochen. Wir alle arbeiten daran. Ich möchte hier die Vorstellung beliebt machen, der Werkbund sei als Sprungbrett zu bewohnen. Eine Zeitlang federnd wippen, dann abspringen und, vielleicht mit einem schönen Salto, eintauchen mitten ins Leben - und Platz für die Nächsten machen. Das fördert die eigene Fortbewegung, animiert die Nächsten und dient der Schwungkraft des Vereins.

Vor dem Hintergrund dieses vielleicht noch etwas unscharfen Bildes möchte ich im Folgenden vier Beobachtungen beschreiben, die ich im Verlauf dieser Tagung machen konnte: Ich habe erstens eine zentrale Annahme bestätigt bekommen - über das Verhältnis von Avantgarde und Kulturstau - und ich habe zweitens bis viertens drei Entdeckungen gemacht:

- _ über den Werkbund als Kaleidoskop der Entwicklung,
- _ über den Werkbund und das Geld und
- _ über den Mangel an Freude, gestört zu werden.



_ 1. Keine Avantgarde ohne Kulturstau

Allesamt "ausgegangen wie das Horneberger Schießen" - so Jochen Rahe am Abend vor der Tagung - seien ja die Versuche mit Werkbundsiedlungen in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Auch schon der rein quantitative Output erscheint ernüchternd: In den sechs Jahren von 1927 bis 1932 sechs Siedlungen, in den vier Jahrzehnten von 1960 bis 2000 dann knapp vier Siedlungen: Adlikon, Ruhrufer, Dörfle und Weiße Kaserne - und eine ganze Reihe gescheiterter Projekte. Warum ist das so?

Das ist vor allem so, weil es ohne Staumauer auch keinen Durchbruch gibt. Der frühe Werkbund verdankt ja sowohl seine Entstehung als auch seine Erfolge jener ganz spezifischen kulturellen Stausituation, die sich seit Beginn der Industrialisierung in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufgebaut hatte: Längst wurde in unserer Zivilisation industriell produziert, ohne dass dies eine adäquate Umsetzung in der gestalterischen Kultur und Kunst gefunden hätte. 150 Jahre lang standen die gestalterischen Künste der industriellen Produktionsweise ratlos gegenüber, wussten nichts mit ihr anzufangen oder lehnten sie rundheraus ab. Der Werkbund war die Organisation derer, die damals auf die ungelöste Frage endlich eine Antwort bot. Die alten Werkbundsiedlungen wurden also von der Flutwelle getragen, mit welcher der bis dahin ratlos gestaute Strom der kulturellen Entwicklung nun den Staudamm durchbrach, konnten ganz vorn als Avantgarde auf dem Wellengang surfen, vor sich den Ozean der Zukunft...

Wir Heutigen leben nicht mehr in solch einer Stausituation, und haben also auch keinen solchen Durchbruch zu leisten. Im Gegenteil: der Strom der Kultur plätschert beschaulich in konventionalisierter Hektik daher, und wenn in gelegentlichen Stromschnellen auch nicht allzuviel Tiefgang Platz haben mag, so wird jedenfalls alles Neue begierig aufgegriffen, eingesogen und mitgetrieben. Keine Chance für ein Dasein als Avantgarde unter diesen Umständen, in diesem kontinuierlichen Strom - nicht einmal in der Pose der Verweigerung, des Rückzugs auf das Einfache oder das vermeintlich Zeitlose.

Mehr noch: eine solch eklatante Stausituation wird es bis auf Weiteres auch nicht mehr geben, denn sie war in der Menschheitsgeschichte in ihrem Ausmaß einzigartig - so einzigartig wie ihre Ursache, die Industrielle Revolution. Nichts nämlich in der Geschichte der Zivilisation hat das Leben der Menschen, ihren Alltag und folglich ihre kulturellen Werte jemals so verändert, nichts hat soviel Neues und also auch soviel Ratlosigkeit geschaffen wie die Industrielle Revolution - vergleichbar allenfalls mit der Sesshaftwerdung vor etwa 5000 Jahren. Wir können also weitere fünftausend Jahre warten, bis wieder eine vergleichbare Chance kommt, Avantgarde zu sein.

Wenn wir somit zum Schluss kommen, dass es heute keine Avantgarde geben kann, dann sagt das zweierlei aus über unser Verhältnis zu den alten Werkbundsiedlungen: Erstens hat es keinen Sinn, unsere heutigen Beiträge an denen von damals zu messen. Zweitens aber auch: es hat keinen Sinn, deren Energie anzapfen zu wollen. Was bleibt, ist einfach das sinngemäß Gleiche ohne Avantgarde-Anspruch zu tun - weil es nämlich notwendig und spannend ist, vor dem Hintergrund der Bedingungen der Zeit nach sinnvoller Gestaltung der Lebenswelt zu suchen.

Und so gesehen haben die Siedlungen der zweiten Jahrhunderthälfte gar keine so negative Bilanz: Sie sind eher Diskussionsbeiträge als Manifeste, sind eher kritischer Spiegel der Entwicklung als Speerspitze der Bewegung. Damit aber sind wir bei Punkt zwei der Beobachtungen.



_ 2. Ein Kaleidoskop der Entwicklung

Selbst wenn wir uns bei der Betrachtung der Siedlungen der zweiten Jahrhunderthälfte auf die vier realisierten Projekte beschränken, fällt auf, wie völlig verschieden sie sind: Adlikon - eine Großsiedlung in Großplattenbauweise. Am Ruhrufer - eine Partizipations- und Selbstbausiedlung. Im Dörfle - ein Blockrandquartier aus individuellen Stadthäusern. In Zweibrücken - eine ökologische Brachenumnutzung. Zeigt das, wie konzeptlos der Werkbund heute geworden ist? Natürlich nicht. Schließlich stammen die vier Siedlungen aus völlig verschiedenen Zeiten, und jede sucht in ihrer Zeit exemplarische Antworten auf aktuelle Fragen. Adlikon - aus den sechziger Jahren - stellt den ausgesprochen ehrenwerten Versuch dar, in bester Werkbundtradition die Forderungen der Zeit und die Prägung des Gestaltungsprozesses durch die damalige technische Entwicklung bejahend zu akzeptieren - nicht um sich von ihr beherrschen zu lassen, sondern im Gegenteil, um zu lernen, die Technik - mit den Worten Gropius' - "in den Dienst der Kunst" zu zwingen. Gute Architektur also sollte sich auch mit Großplatten machen lassen. Ob der SWB damals wirklich gut beraten war, der Siedlung Adlikon das Label "Werkbundsiedlung" nicht zuzugestehen, wäre wohl eine genauere Untersuchung wert. Die Siedlung am Ruhrufer stammt in ihren Zielsetzungen aus der Partizipationsdebatte der siebziger Jahre, die aus dem Unbehagen in der Anonymität des Massenwohnungsbaus des vorangegangenen Jahrzehnts erwuchs. Die Siedlung ist nicht nur ein später Beitrag zu dieser Debatte, sondern auch einer der raffiniertesten und intelligentesten. Sie bietet ein spannendes, starkes Ordnungselement an, das aus seiner Klarheit heraus einen hohen Grad an Freiheit für die Einzelprojekte schafft: die "Stadtmauer" - eine übergeordnet stadtraumbildende Wandschicht, die die Einzelbauten zusammenbindet und zugleich die technische Infrastruktur und einen gemeinschaftlichen Erschließungsweg enthält.

Die Werkbundhäuser im Dörfle sind dagegen ein klassisches Produkt der achtziger Jahre mit ihrer Debatte um Stadterneuerung und Postmoderne, mit ihrer Hinwendung vom "Neuen Bauen auf der grünen Wiese" zur Reparatur der alten, gewachsenen Stadt. Und es spricht wiederum für den Werkbund, dass diese sich hier nicht in formaler Anbieterung erschöpft, sondern über die zeitbedingte "Neue Putzigkeit" hinaus durch Haustyp und Umgang mit der Parzellierung einen städtebaulich-strukturellen Ansatz zur Diskussion stellt. Die Weiße Kaserne schließlich stellt mit dem Thema der verdichtenden Umnutzung urbaner Brachen und mit der Betonung der Ökologie die zentrale Problematik der neunziger Jahre in den Mittelpunkt. Unterm Strich: Die Werkbundsiedlungen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts spiegeln konzentriert wie in einem Kaleidoskop die wesentlichen Facetten der Debatte um den Wohnungsbau dieser Jahrzehnte wieder und haben sie im realistisch zu erwartenden Ausmaß durchaus befruchtet. Angesichts der Tatsache, dass der Werkbund weder als Auftraggeber und Investor auftreten kann noch gefestigte Strukturen als Auftragnehmer oder Planungsbüro anbieten kann - dass also eine Werkbundsiedlung zu errichten immer einen beträchtlichen logistischen Aufwand verlangte -, erscheint mir das als ein beträchtlicher Erfolg. Vor diesem Hintergrund ist nun auch eine Hochrechnung möglich: Der Werkbund wird weiterhin die Frage verfolgen, was, gemessen an den Bedingungen der Zeit, gute Gestaltung der Lebenswelt und guter Wohnungsbau bedeuten. Er wird sich in seinen Überlegungen zum Wohnen weiter von der "Siedlung", vom Einfamilienhaus auf der grünen Wiese entfernen - wie er das schon in Karlsruhe und in Zweibrücken getan hat. Werkbund"siedlungen" werden dann Beiträge zum Umgang mit dem Stadtnebel, der Zwischenstadt, der Stadtgalaxis, der globalisierten Verstädterung sein. So weit, so positiv. Wären da nicht zwei etwas irritierende Randerscheinungen, über die auch noch zu berichten ist: Das Geld und die Freude gestört zu werden.



_ 3. Schnöder Mammon ?

Uli Lamey berichtete vom großen Engagement der Arbeitsgruppe für die Werkbundsiedlung Garching, von ihrem idealistischen Einsatz für den Werkbund bis hin zur Selbstaubeutung, bis hin zum Notruf: "So geht es nicht weiter, wir vernachlässigen ja unsere eigenen Büros!" Das gibt zu denken. Verlangt der Werkbund das, erwartet er das von seinen Mitgliedern? Kann man, darf man einen substantiellen Beitrag zum Werkbund nur leisten, wenn man sich die Arbeit dabei so einrichtet, dass man nichts daran verdient? Das wäre ein Irrtum mit langfristig selbstmörderischer Folge. Der Werkbund muss dafür sorgen, dass unter seinem Namen im Sinne der Werkbundziele - wie immer er die auch definieren mag - gute Arbeit gemacht wird. Und dieser Einsatz muss sich für die Betroffenen lohnen - oder zumindest lohnen dürfen. Der Werkbund muss ein Qualitätsmotor sein und bleiben, indem er Leute anzieht, die auf hohem Qualitätsniveau arbeiten. Dafür braucht er erstens intellektuelle Attraktivität und zweitens für den Notfall eine Qualitätskontrolle und drittens sicher kein Verdienstverbot. Wie soll irgendwer die Vorschläge des Werkbundes ernst nehmen, wenn unsere Projekte nicht ab einem gewissen Punkt wirtschaftlich funktionieren können? Ich glaube, der Werkbund muss gerade für junge, noch nicht etablierte Mitglieder als Sprungbrett benutzt werden können, mittels dessen engagierte Leute Ziele erreichen können, die im Alleingang schwer zu schaffen sind: als Sprungbrett in der inhaltlichen Auseinandersetzung, aber auch ruhig zu Bekanntheit und zu Aufträgen. Das nützt nicht nur den "Springenden", das nützt auch dem Werkbund - zumal das Sprungbrett ja die Richtung des Sprungs bestimmt. Oder sind Sie schon mal vom 10-Meter-Brett woanders hin gesprungen als ins Becken?

Als finanzielle Kostverächter verlassen wir aber auch den Pfad unserer Väter: Wozu nämlich ist der Werkbund gegründet worden? Damit seine Mitglieder mit ihren guten Ideen an die Fleischtöpfe kommen! Wozu denn sonst damals die viel beschworene Zusammenarbeit mit der Industrie? So steht's in w+z 1/2001: "Ziel der Vereinigung ist (bei der Gründung 1907) die Veredelung der gewerblichen Arbeit, um die Wettbewerbsbedingungen ‚deutscher Qualitätsarbeit‘ auf dem Weltmarkt zu verbessern." Kurz: ein Wirtschaftsprogramm! Und wie war das Thema des diesjährigen Werkbundtages: "Geld bewegt, Geist beflügelte".

Und ein Flügel ohne Bewegung bringt nichts und niemand zum Fliegen.

_ 4. Über die Freude gestört zu werden

Die beste, neuzeitliche Partizipationssiedlung der europäischen Welt ist die Siedlung Pessac von Le Corbusier - jene bekannte Werkssiedlung, südlich von Bordeaux: einst weiß und kubisch konzipiert wie Weißenhof, heute bunt und überzuckert - nicht wiederzuerkennen. Nirgends schäumte die Freude der Nutzenden beim Umbau so dramatisch, so bunt und so eigenwillig, nirgends hat das Leben erfolgreicher zugeschlagen. Hier findet wirklich statt, was Hundertwasser bloß abzubilden sich so sehr mühte. Freilich: Pessac war gar nicht als Partizipationsprojekt konzipiert. Dass es als solches funktioniert hat, ist eine Panne. Und was sagte Le Corbusier dazu? "Das Leben hat immer recht", sagte der Meister milde. Die Siedlung Ruhrufer dagegen ist sehr wohl als Partizipationssiedlung konzipiert: Sie schafft eine starke Grundordnung, auf deren Basis auf den einzelnen Grundstücken improvisiert werden kann. Das hat auch funktioniert - allerdings nicht nur so, wie man sich das als eingefeischter Werkbundarchitekt vorstellen mag: Es haben sich hier und dort ähnlich wilde Trivialarchitekturen eingenistet wie in Pessac, darunter vor allem das sogenannte Schlösschen. Anders als in Pessac gingen dabei nicht die räumlichen Qualitäten der Häuser vor die Hunde - sie sind ja auf Interpretation und Variation hin konzipiert. Das Schlösschen beraubt jedoch den Begriff "Stadt-Mauer" seiner poetischen Doppeldeutigkeit, indem es ihn banal wörtlich nimmt als



_ Werkbundsiedlungen

"Stadtmauer" und entsprechend mit Türmchen und Zinnenkram versieht. Und was sagte Hanns Uelner dazu? Merkwürdigerweise sagte er nichts dazu. Er hat das Schlösschen an der Tagung verschwiegen. Walfried Pohl dagegen spricht in seinem Artikel über die Siedlung (in werkundzeit Perspektiven 3 /Das Wohnen 1) schon eher Klartext: Totalstörung der Siedlung! Spielverderber! Skandal!

Das verstehe ich nicht. Wäre ich einer der Mitverfasser der Ruhruferiedlung, ich wäre stolz. Erstens mal über das Konzept der Siedlung generell. Zweitens, weil das Konzept gezeigt hat, dass es wirklich darauf angelegt ist, Freiheit zu geben und auch so etwas Krudes wie das Schlösschen zulässt. Drittens, weil es so stark ist, dass es trotzdem nicht auseinanderbricht. Viertens, weil es damit einen eindrucklicheren Kommentar zu den Bedingungen liefert, unter denen Partizipation heute stattfindet, als wenn alles geklappt hätte. Und schließlich, weil durch das Schlösschen die Siedlung eine gewisse Cage'sche Qualität bekommen hat: Die Sache geht nicht auf, bekommt Widersprüche, nicht künstlich hingetüftelte wie damals bei Venturi, sondern echte, reale, und wird dadurch reich und spannend wie das Leben selbst.

Der Werkbund hingegen will diesen Erfolg, scheint's, nicht recht wahrhaben. Seit ich von dieser Siedlung höre, höre ich die selbstquälerische und vorwurfsvolle Klage, dass sie nicht so geworden ist, wie sie hätte werden sollen: Die Behörden haben sie nicht mitgetragen, die Bewohner nicht verstanden, die Spielverderber ruiniert. Gewiss, wer Alternativen sucht, wird die Erfahrung machen, dass manches bei unseren Behörden recht festgezurr ist. Den Spielraum auszuloten ist dennoch ein wertvoller Beitrag und ein Erfolg. Manche Bauherrschaften habe das sozialräumliche Konzept der Siedlung nicht verstanden. Aber wie sollten sie auch, wo es in unserer Gesellschaft keine Kultur dosierter Abstufungen zwischen Privat und Anonym mehr gibt? Gewiss, es gibt eine stilistische Panne. Aber das liegt doch in der Natur der Sache: Ein Partizipationssiedlung wird nie so, wie sie hätte werden sollen in den Augen der Macher, denn in den Augen der Partizipierenden soll sie immer anders werden. Sonst bräuchte man schließlich keine Partizipation. Oder geht es hier etwa gar nicht um die Freiheit zum selbstbestimmten Wohnen, sondern um ein vorgefasstes Bild der Architekten, wie selbstbestimmtes Wohnen am Ende auszusehen habe?

Die Ernsthaftigkeit der Zielsetzung, so will mir scheinen, hat hier einengend gewirkt auf die notwendige Grundfreundlichkeit im Umgang mit der Welt, die ja immer anders ist als wir denken und wollen. Wäre es nicht lebensnäher, wenn man mit einer gewissen Entdeckerfreude vorgehen könnte, in der sich die Begeisterung an den eigenen Ideen mit unbefangener Neugier auf deren Wirkung paart? Die also auch und gerade unerwartete, unerwünschte, gar verquere Resultate als überraschende Bereicherung begrüßt? "Sag ja zu den Überraschungen, die Deine Pläne durchkreuzen" - so ein Transparent an der katholischen Kirche zu Aubing, in München, nahe bei der Wohnung von Sabine. Hat die bayrische Kirche mehr Weisheit als der Deutsche Werkbund?

Der Vorteil wäre: Man könnte dann etwas charmanter auftreten. Man könnte die Absichten der anderen ernst nehmen, ohne sie als Spielverderber abzuwerten. Man könnte sich an den wilden Blüten der Anarchie freuen, auch wenn sie sich gegen die eigenen Regeln richten. Man könnte mit der Elastizität realistischer Selbstironie davon berichten, was für eine interessante Auseinandersetzung man da ausgelöst hat. Und man würde so - paradox, wie das Leben nun mal ist - der ernsthaften Sache besser dienen: Man wäre nämlich überzeugender.

Dem Klischee nach sind Elastizität und Selbstironie freilich keine Eigenschaften, derer sich die Deutschen in ihrer Ernsthaftigkeit rühmen können. Für mich als im Ausland lebenden Deutschen war auffallend, wie sehr die Beiträge des Deutschen Werkbundes bemüht schienen diesem Klischee genüge zu tun, ist der Werkbund wirklich so deutsch, wie man immer schon befürchtet hatte?